

Nr. 243. Bromberg, den 22. Oktober 1931.

Ines und Juliane.

Roman von Brünhilde Hofmann.

(6. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

„Was tun Sie?" fragt Vitry.

„Ihnen einen Gefallen."

Vitry lehnt sich in seinem Sessel zurück, als täte er es, um das Bild der Frau jenseits des Tisches im vollen Umfang zu genießen.

„Steht mir das besser?" fragt sie, mit etwas unsicherem Lächeln.

Vitry streckt die Hand aus, nimmt die Perlenkette vom Tisch und steckt sie in die Tasche. „Wir wollen sie umtauschen, morgen — ja?"

Ihre Wangen färben sich langsam rot. Sie antwortet nicht.

„Was will Molitor von Ihnen?" fragt Vitry. Es gibt zweierlei, denkt er unvermittelt: diese Frau oder die Provision für Molitors Terrain ...

Dem Impuls des Augenblicks folgend, zieht Ines den Brief aus der Tasche und reicht ihn dem Prinzen.

... Oder beides —." Vitry nimmt den Brief. Liest.

„Sie wollen nach drüben fahren?" fragt Vitry und sieht sie über den Rand des Briefes hin an, den er langsam sinken läßt. „Ich würde sehr glücklich sein, Sie dort wiederzusehen."

„Als Frau Molitor?" Es klingt gepreßt; denn das Herz schlägt ihr hoch im Halse.

Vitry faltet den Brief zusammen. „Es tut mir leid: Ich kann Ihnen da nicht raten."

Ines beugt sich über den Tisch. „Haben Sie mir nicht gesagt, daß Molitors Terrain wertlos ist?"

„Wertlos? Nein. Ich habe Sie nur vor Hoffnungen gewarnt, wie sie durch dieses Schreiben erweckt werden." Vitry legt den Brief auf den Tisch, sein Gesichtsausdruck ist undurchdringlich.

Ines verfolgt nervös seine Bewegungen. „Geben Sie mir auch eine Zigarette! Was soll ich tun? Halten Sie mich für geeignet, als armes Farmerweib drüben die Kühe zu melken, Schweine zu füttern und meinem Mann die Transtiefel zu schmieren — selbst wenn es Molitor wäre. Wie eine Bäuerin in der Einöde zu hausen — nein, in der Wildnis — mein Leben lang?" In leidenschaftlicher Eindringlichkeit redet sie mit sprühendem Blick auf Vitry ein, als wäre der für alle Schrecknisse dieser Zukunft verantwortlich.

„Nein."

„Nun also! Aber so lebt er doch! Oder nicht?"

„Bis jetzt ja."

„Und das wird so bleiben! Denn wenn sich die Ausbeutung des Terrains nicht lohnt? Und woher soll er auch das Geld nehmen?"

Vitry hebt die Schultern. „Er könnte das Terrain ja vielleicht verkaufen ..."

„Meinen Sie?" Ines hält einen Augenblick inne. „Würde es denn jemand haben wollen?"

„Warum nicht? Drüben wird doch andauernd in Terrains spekuliert. Wenn Ihnen daran liegt, werde ich mich gern bemühen. Um Ihretwillen. Dann könnten Sie immerhin ein ganz gutes Auskommen finden. Aber Molitor selbst — das ist der Haken! Nach diesem Brief glaube ich nicht, daß er verkaufen wird, zu normalem Preis. Er ist in seine Idee verrannt. Man kennt das."

Kurzes Schweigen. Dann hört er Ines sagen: „Wenn ich darauf bestehe, dann wird er verkaufen."

„Warum?"

„Warum? Er liebt mich. Können Sie das nicht verstehen?"

„Doch." Vitry sieht noch immer nicht auf. Es ist ihm nicht gut zumute.

„Warum sollte er mir dieses Opfer nicht bringen? Es ist doch viel geringer als das, was er von mir verlangt."

„Unterschätzen Sie das nicht, Fräulein Ines!"

„Wieso? Entweder — oder ... Ich werde es zur Bedingung machen. Er soll mir die Antwort kabeln! Ich will wissen, woran ich bin. Wieviel schätzen Sie, wird er dafür bekommen?"

„Das kann ich natürlich nicht genau sagen. Ich denke mir, vielleicht zweitausendfünfhundert Pfund — also heute ungefähr dreihunderttausend Frank."

„Das wäre nicht viel", meint Ines enttäuscht. „Aber immerhin ..." Er konnte ihr dann so viel schicken, daß sie sich eine ordentliche Aussteuer besorgen und sich drüben einigermaßen behaglich einrichten könnte. Am besten wäre es, auch die Farm zu veräußern und ganz nach Adelaide überzusiedeln. „Ich werde morgen schreiben."

„Und wenn er nicht darauf eingeht?" fragt Vitry behutsam.

„Dann ist es aus zwischen uns, und ich bleibe hier. Dann habe ich drei Jahre meines Lebens vertrauert, aber das ist immer noch besser als das ganze. Ich bin ja noch jung."

„Und schön ... O ja! Ich kann mir denken, daß sich Ihnen noch andere Chancen bieten, Fräulein Ines. Ohne Zweifel."

„Ja — glauben Sie?" Mit halbem Lächeln sieht sie ihn aufmerksam an.

„Wenn es doch kein großes Gefühl ist, das Sie an diesen Mann bindet — —"

„Großes Gefühl? Du lieber Gott! Glauben Sie vielleicht an so etwas?"

Aber wir spekulieren doch beide auf solch großes Gefühl bei einem anderen — oder etwa nicht? denkt Vitry. „Ich weiß nicht. Die Sage geht, es soll dergleichen geben! Wer weiß — vielleicht erfahren wir es noch am eigenen Leibe? Trinken wir einstweilen ein Glas darauf!"

„Meinetwegen. Aber irgendwo anders. Hier mag ich nicht mehr sein."

So kam es, daß Juliane die beiden an sich vorüberfahren sah, als sie spät abends einen Brief an Vater Hendrik zur Bahn brachte.

*

„Guten Morgen, Herr Kerkhoove! Ist mein Onkel schon da?"

Kerkhoove läßt die Kopierpresse los und wendet sich um. Juliane, in Staubmantel und Lederkappe, lächelt ihn mit ihren grauen Augen freundlich an. Kerkhoove nimmt den Kneifer von der Nase und sieht bestürzt auf den Foxterrier, der eingehend die etwas zu kurzen, gestopften Enden seiner Hosen beschnüffelt. Ohne einen Schritt von der Stelle zu wagen hebt er das faltige Gesicht und sagt in Richtung auf Juliane: „Fräulein ter Steegen? Nein, gnädiges Fräulein — Herr Doktor ist noch nicht zurück."

„Doch — er ist wieder hier! Dann wird er wohl bald kommen . . . Kann ich so lange in sein Zimmer gehen?"

„Gewiß — bitte!" Kerkhoove macht einen zaghaften Schritt nach rückwärts. „Ihr kleiner Hund — —" Als aber keine Feindseligkeiten folgen, macht er mutig kehrt und geht zur Tür des Privatbureaus, die er vor Juliane öffnet.

Sie setzt sich in den Ledersessel neben dem Schreibtisch. „Wieviel Geld haben Sie zur Verfügung?" fragt sie eindringlich und unbefangen. „Ich brauche nämlich einiges. Ziemlich viel sogar. Und gleich! Wieviel ist wohl da?"

Kerkhoove steht in der offenen Tür, zwinkert mit den Augen und reibt sich das Kinn. Juliane hört es leise knirschen. „Hier? In der Kasse?" murmelt Kerkhoove verlegen. „Ich glaube: achtzig Frank Portogeld . . . Ich weiß zwar nicht — aber ich könnte — ich würde schließlich die Verantwortung — — wenn das reicht . . ."

Juliane sieht sich einen Augenblick an Kerkhoovens Gesicht fest, das ihr mit sorgenvoller Ergebenheit zugewandt ist. Er hat zwei tiefe Falten in den hageren Wangen, eine feine, schmale Nase und einen ungewöhnlich rein und zart geschnittenen Mund; aber offenbar ein schlechtes Rasiermesser. Juliane, die erst hat lachen wollen, sagt ganz ernst: „Ich brauche mindestens tausend Frank".

„So viel haben wir nicht mal auf der Bank, fürchte ich." Kerkhoove errötet jäh und setzt den Kneifer wieder auf. „Nicht flüssig, meine ich."

„Das ist ja dumm! Ich muß bis 12 Uhr die Schiffskarte abholen — wissen Sie?"

„Ja? Es ist also sehr dringend?"

„Furchtbar dringend! Ich bekomme sonst die Kabine nicht mehr. Die „Leverkusen" läuft schon morgen aus, und ich habe außerdem noch so viel zu besorgen . . ." Juliane schaut auf ihre Armbanduhr und seufzt.

Kerkhoove macht ein paar Schritte ins Zimmer hinein. „Ich könnte vielleicht in der Privatwohnung anrufen . . ."

„Da ist er ja nicht. Es meldet sich wenigstens niemand."

„Ach?" Kerkhoove bleibt unschlüssig stehen. „Dann ist er vielleicht doch noch in Ostende geblieben?"

„Aber nein! Wir waren doch zusammen da. Er ist gestern abend abgereist."

Kerkhoove hebt das Gesicht und sieht sie überrascht an. Er holt tief Atem. „Dann weiß ich wirklich nicht . . ." Er starrt auf den abgenutzten Perser vorm Schreibtisch.

„Haben Sie kein Geld? Sie persönlich, meine ich?" erkundigt sich Juliane verzweifelt. „Gegen Sicherheit natürlich!"

„Das kommt gar nicht in Frage!" stottert Kerkhoove ratlos, nimmt abermals den Kneifer ab und sieht die zielbewußte junge Dame hilfesuchend an.

„Aber warum denn nicht?" Juliane ist ehrlich erstaunt.

„Ich meinte nur — es bezog sich selbstverständlich bloß auf die Sicherheiten, gnädiges Fräulein. Wir kennen Sie doch! Aber ich fürchte — — ich weiß nicht, ob es sich so rasch machen ließe . . . . Ich habe allerdings ein Sparbuch — oder richtiger, meine Frau hat es. Auch ist das Geld festgelegt für die Kinder. Sonst — ich —"

„Ach so? Nein — dann freilich nicht. Vielen Dank, Herr Kerkhoove!"

Kerkhoove sieht traurig zu, wie sie die Handtasche zuknipst. Seine Haltung drückt beinahe Schuldgefühl aus.

Plötzlich fragt Juliane hoffnungsvoll: „Wo kann man sich sonst hier Geld leihen? Nicht bei einer Bank. Ich bin hier fremd und habe auch keine Wertpapiere. Aber ich habe meinen Wagen. Den kann ich doch nicht mitnehmen. Fast neu. Er hat achtundzwanzigtausend Mark gekostet. Hat mein Onkel nicht Leute an der Hand, die so was machen, Herr Kerkhoove?"

Kerkhoove geht bis zum Schreibtischsessel und setzt sich mit geschlossenen Knien auf die Kante. Seine Stirn liegt in Sorgenfalten. Juliane, die ihn mit Spannung betrachtet, wartet geduldig, bis er endlich sagt: „Das wohl. Lemstra. Ich habe dort gelegentlich für Herrn Doktor derartiges erledigt. Aber er ist ein Wucherer — wenn man es genau nimmt, gnädiges Fräulein."

„Ich nehme es nicht so genau. Ich habe es nur eilig."

„Aber ich weiß doch nicht, ob ich dazu die Hand bieten darf . . ."

„Warum nicht? Sie erweisen mir einen großen Gefallen, Herr Kerkhoove. Ich bin doch großjährig. Es braucht es ja auch niemand zu erfahren."

„Das möchte ich aber keineswegs verheimlichen."

„Gut — dann werde ich es selbst meinem Onkel mitteilen, daß ich darauf bestand." Sie erhebt sich, nimmt Clever startbereit unter den Arm und sieht Kerkhoove erwartungsvoll an. „Dann wollen wir also gleich hinfahren!"

„Wir? Soll ich —? Dachten Sie, ich sollte Sie begleiten?"

„Ja — gewiß. Ich weiß doch nicht Bescheid."

„Es ist niemand hier außer mir", überlegt Kerkhoove und schabt an seinem stacheligen Kinn. „Aber es wird wohl besser sein, ich gehe mit. Ich muß eben so lange abschließen."

Schon auf dem Wege zur Tür streift er die Schutzmanschetten ab. Juliane ist ihm auf den Fersen gefolgt. Draußen bittet sein scheuer Blick sie um Entschuldigung, als er nach dem Straßenrock greift, der auf einem Bügel auf der Garderobe hängt. Juliane tritt diskret ans Fenster. „Dann wären wir so weit", erklärt Kerkhoove in der nächsten Minute, rückt die Krawatte zurecht und greift nach dem steifen Hut, dessen Form man schon vor langen Jahren trug.

Juliane lächelt ihn dankbar an und geht voraus. Hinter ihr wird abgeschlossen. Der Paternoster bringt sie beide nach unten.

„Bitte, steigen Sie ein, Herr Kerkhoove!"

Er setzt sich mit steifem Kreuz in das rote Polster des Rennwagens, bemüht sich, eine angemessene Haltung zu wahren, sinkt aber hoffnungslos in die Tiefe des Sitzes, als Juliane anfährt. Es ist ein sehr merkwürdiges Gefühl für ihn, neben dieser unternehmungslustigen jungen Dame in dem aufsehenerregenden Wagen durch die Stadt zu fahren.

Aber sie läßt ihm keine Zeit zu träumerischen Überlegungen. „Wohin? Hier geradeaus? Und dann? Rechts? Sie müssen mir immer rechtzeitig Bescheid sagen!" Sie späht dabei aufmerksam nach Straßenschildern, Lichtsignalen, Verkehrsposten.

Kerkhoove richtet sich im Gefühl der Verantwortung etwas auf. „Jetzt rechts bitte — dann wieder links!"

Prompt fliegt der Winker heraus, klappt hinter der Kurve zurück. Kerkhoove paßt genau auf. Die gestraffte Sammlung der Fahrerin greift auf ihn über; es ist etwas Starkes und Frisches in dieser schweigenden Sicherheit. Er nimmt sogar Clever auf den Schoß, damit der nicht störe.

Wie anders die Mädchen heute sind. Und Kerkhoove versucht, sich Ines Discail in solchem Wagen vorzustellen. Ob sie das auch so könnte? Aber er hat das undeutliche Gefühl, als ob zu dem Verwachsen mit der Maschine ein Mangel jener Eitelkeit gehöre, der Frauen sonst eigen ist. Ines dagegen ist sehr bedacht, zu gefallen. Vor dieser Erkenntnis hat seine scheue Unterwürfigkeit schon schmerzhaft kapitulieren müssen. Sie würde eben einen Chauffeur neben sich haben . . . „Halb rechts — bitte!"

„Noch weit?" fragt Juliane, in schönem Bogen einen Platz umkreisend.

„Die nächste Straße jetzt — Nr. 97!"

Juliane lenkt hinein. Sie muß bremsen, weil eine Trambahn hält.

„Ist Fräulein Discail in Ostende geblieben?"

Auf Juliane wirkt diese Frage so unvermittelt, daß sie Kerkhoove ansieht. Er mußte das fragen, kriecht aber förmlich in seinen Sitz zurück, während er hastig erklärt: „Sie könnte ins Bureau kommen — und ich habe abgeschlossen!"

„Ich weiß wirklich nicht . . . Aber mein Onkel hat doch sicher seinen Schlüssel?"

Es fällt ihr nicht auf, daß keine Erwiderung kommt. Sie fährt wieder an und hält gleich darauf vor Nr. 97. Das Schild über dem Torbogen besagt: „Lemstra, Lombardierungen."

In dem kleinen Kontor rechts von der Einfahrt wickelt sich das Geschäft sehr glatt ab, obwohl Kerkhoove mehrmals einen Anlauf zum Eingreifen nimmt. Zehn Prozent auf ein Vierteljahr —! Aber Juliane unterschreibt, fährt den Wagen durch den dunklen Torbogen in den Lagerschuppen und zieht den Schlüssel ab. Nur nicht zurückschauen!

(Fortsetzung folgt.)

Franz Liszt.

Von Prof. Dr. Hans Joachim Moser.

Der greise Abbé, der in Bayreuth unter dem Getriebe der Festspiele von 1886 still für immer die Augen geschlossen hat, ist eine der schärfst ausgeprägten Künstlergestalten aller Zeiten gewesen. Ein Klaviertitan im weitesten Umkreis; ein Liebesgott von märchenhaften Erfolgen bis ins Alter; ein tiefreligiöser, einsiedlerischer Mensch voll zartester Güte; und im Musikalisch-Schöpferischen ein großer Erfinder neuer Werte — seltsame Widersprüche genug, die dieses einzige Mal dennoch zu einer Persönlichkeit von unvergeßbarem Reiz ineinandergeflossen sind.

Schon in der Nationalitätenfrage bildet Franz Liszt ein Problem: in Ungarn geboren und von den Magyaren als ihr Volksheros laut beansprucht, hat er dem „all'ongerese" in der Musik mit seinen ungarischen Rhapsodien und anderen teils sinfonischen, teils klaviristischen Werken von nationaler Färbung stärkere Beachtung errungen als manches ähnlich geprägte Stück von Haydn, Schubert und Brahms. Gleichwohl ist seine Muttersprache Deutsch gewesen. Liszt hat bedeutsam in die deutsche Männerchorbewegung mit ihrer Rheinseligkeit eingegriffen, der „Allgemeine deutsche Musikverein" pflegt dankbar sein Andenken als das seines Einigers und Begründers; deutsche Meister wie Beethoven, Schubert, Schumann, Wagner danken ihm opferwillige Ausbreitung und tiefschürfende Deutung ihrer Werke, und die Art des Lisztschen Idealismus möchte man recht eigentlich als die deutsche bezeichnen. Andererseits ist Liszt durch vielerlei Wurzeln tief im romantisch-französischen Wesen verhaftet: das Paris der Chopin, Meyerbeer, Berlioz, Donizetti hat dem Jüngling in entscheidender Weise Geschmacksanregungen gegeben, die Literatur der George Sand, Lamartine, Musset und seiner vieljährigen Geliebten Daniel Sterne (Gräfin d'Agoult) hat den Schriftsteller Liszt geformt, seine Melodik — zumal im Tagebuch der „Pilgerjahre" und in Opernparaphrasen — spiegelt den italienischen Ziergesang der Großen Oper, ebenso wie seine virtuose Spielweise den dämonischen Genossen Paganini nachahmt und übertrumpft. Dazu ein kräftiger Schuß ukrainischen Barbarentums durch das große Liebeserlebnis mit der bei Kiew aufgewachsenen, aber französisch gebildeten Fürstin Wittgenstein, die sein Schöpfertum in hochromantischer Erhitzung zu Riesenausmaßen um jeden Preis zu übersteigern versucht hat. Und endlich als seine letzte und nicht unwichtigste geistige Heimat dieser seltsam opalisierenden Natur das Rom des Papstes Pio Nono, dem der Messentonsetzer und Oratorienmeister gern zum neuen Palestrina geworden wäre, wozu allerdings weder die Zeiten noch die Persönlichkeiten geeignet gewesen sind.

So ist Liszt wie von selbst durch seine Lebensgeschichte zum Kosmopoliten im Guten wie im weniger Guten geworden; im Guten dadurch, daß er nach beispiellosen Virtuosenerfolgen in ganz Europa sich zwar im stillen Weimar als kleiner Hofkapellmeister ansiedelte, zugleich aber von hier aus weitsichtig und großzügig seine geistigen Ausstrahlungen nach allen Richtungen entsandte und zumal auf die deutsche Jugend hin glänzend spielen ließ; im weniger Guten durch eine kulissenhafte Buntscheckigkeit des Geschmacks und Denkens, die nicht nur die Innerdeutschen, Schumann und Brahms, sondern sogar den vielleicht bedeutendsten Kopf unter den „neudeutschen" Lisztbewunderern, Peter Cornelius, schließlich von ihm abrücken ließ und die unheilvolle Spaltung des damaligen musikalischen Deutschland in sich befehdende Parteien beförderte. So wurde Liszt mit seinem im Grunde genommen zunächst heilsamen „brusquer le bourgeois", dem „Spießer-Kitzeln", der Stammvater aller witzigen Musikzigeuner Deutschlands bis auf Paul Hindemith herab, zugleich aber auch in verhängnisvoller Weise der Verherrlicher und Schutzgeist alles Problematischen, Verblüffenden schlechthin, das unter dem darwinistischen Schlagwort vom „Fortschritt" einen Scheinwert angedichtet erhielt.

Dieses doppelte Gesicht, dieses ewige Einerseits-Andererseits kennzeichnet auch die Stellung des Schaffenden. Im Erdenken und Planen der Entwürfe, im Ersinnen neuer Formen und Probleme gewiß einer der phantasievollsten Intellekte, dessen dreizehn „Sinfonische Dichtungen" sowohl als einsätzige Konstruktionen von großer Wandelbarkeit wie nach der Seite der Programmästhetik hin, sowohl in der Entstehung der Themen aus gemeinsamen Grundformeln wie als Instrumentationskunstwerke dauernde kunstgeschichtliche Wichtigkeit besitzen. Sucht man aber den Wert eines solchen Kunstwerkes im Adel der thematischen Erfindung selbst sowie in der logisch überzeugenden Durchführung und Ausschließung der Gedanken, in vornehmer Gehaltenheit des Klangs und im Tiefsinn der Kontrapunktik, legt also die deutschen Maßstäbe etwa der Bachschen und Beethovenschen Tonsprache an, so erscheinen diese Gebilde als ein zwar überraschend „sprechendes", aber doch bald grelles, bald allzu weiches Fresko, dessen Werte mehr im Sinnlichen als im Gedanklichen liegen.

Vielleicht kann man Liszt bleibender Leistung auch im Schöpferischen am ehesten so gerecht werden, daß er das, was ihm selbst als Eigenwert nicht voll beschieden gewesen ist, um so stärker als Anreger an die nächste Generation hat weitergeben dürfen, während ein an sich hochvollendeter Meister wie Brahms wesentlich nur Abschließer seiner Epoche gewesen ist, dessen Unanfechtbarkeit die Werdenden des nächsten Geschlechts mehr geschreckt als gefördert hat. So ist Liszt nicht nur der Wohltäter des Böhmen Smetana und Befruchter der Jungrussen seit Mussorgski und Tschaikowski, der Franzosen und Belgier vom Schlage César Francks und Guilmants, sondern auch der große Wegweiser für die deutschen Stürmer und Dränger um Richard Strauß und S. v. Hausegger geworden. Und daß er der Begründer der gesamten neueren Klavierspielkunst gewesen ist, bleibt daneben noch sein eigentlicher Ruhmestitel.

Endlich sei seines Sieges im Kampf um die gesellschaftliche Stellung des ausübenden Künstlers dankbar gedacht: Liszts Auftreten hat endgültig die morsche Schranke niedergelegt, die den Virtuosen noch immer als ein Rest alten Spielmannstums von der „Gesellschaft" schied, und hat seinen Standesgenossen endlich die volle Gleichberechtigung mit der außerkünstlerischen Welt gesichert. Das hat naturgemäß nur eine Persönlichkeit vermocht, in der sich Künstlertum mit wahrem Edelmannswesen so schön gepaart hat, wie es bei Liszt in einzigartiger Weise der Fall gewesen ist.

Das „Schwarze Gespenst" ist tot.

Der älteste Strafgefangene Amerikas.

Fünfunddreißig Jahre lang lebte Allen Downen im Strafgefängnis von Cannon-City im nordamerikanischen Staate Kolorado. Er war 83 Jahre alt, als er starb, der älteste „Lifer" — das ist der Beiname jener amerikanischen Gefangenen, die keine Aussicht haben, von ihrer lebenslänglichen Kerkerstrafe je befreit zu werden — der Staaten. In den achtziger und neunziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts spielte Allen Downen in der Geschichte der nordamerikanischen Kriminalistik eine berüchtigte Rolle. Man kannte ihn weit und breit unter dem Namen „Das schwarze Gespenst", deshalb, weil er sich häufig eines schwarzen Gespenstes bediente, um seine fürchterlichen Raub- und Mordzüge durchzuführen. Aus einem Leichenhause hatte er sich ein Gerippe gestohlen, das er mit schwarzen Kleidern zu behängen und auf sein Pferd zu binden pflegte. Dieses gespenstische Gerippe sandte er auf einsame Farmen aus, überall dorthin, wo der Ruf seiner Schandtaten noch nicht gedrungen war. Immer wieder gelang es ihm, durch das „Schwarze Gespenst" eine Panik hervorzurufen; immer wieder hatte er die Möglichkeit, den panischen Schrecken der Farmbewohner so auszunützen, daß er überall reiche Beute machte. Jahrelang durchzog er raubend und mordend die Prärien des Ostens, ausgedehnte Plains, unwirtliches Felsengebirge. Seine Mordzüge bekamen bald unheimliche Bedeutung; man sah in ihm in diesen Jahren den gefürchtetsten Banditen der Staaten.

Allen Downen war ein gewandter Bursche, der beste Reiter und ein Schütze, der nie sein Ziel verfehlte. Später, als er ehrgeiziger geworden war und nicht mehr mit der Beute vorliebnehmen wollte, die ihm einsame Farmen und Siedlerstädte bieten konnten, wandte er sich den großen Städten zu und dort waren es vornehmlich die Banken, die seinen Griff zu spüren bekamen. Am 4. August 1894 führte er seinen letzten großen Raubzug in der Staatsbankfiliale von Fort George-Point aus; damals fielen ihm 110 000 Dollar in die Hände, was in jener Zeit einen Riesenbetrag zu bedeuten hatte. Drei Wächter der Bank wurden getötet. Allen Downen konnte zunächst mit seiner Beute entkommen und allen Nachforschungen der Polizei entgehen. Was den Kriminalisten versagt blieb, gelang einer schönen Frau. Es handelte sich um eine der gefährlichsten und raffiniertesten Spioninnen der amerikanischen Polizei, die es fertigbrachte, sich Allen Downen zu nähern, ihn an sich zu fesseln und seine Geliebte zu werden. Erst dann, als sie seiner sicher war, verriet sie ihn der Polizei. Er wurde auf einer Farm festgenommen, auf die er sich zurückgezogen hatte, um einen neuen großen Plan auszuhecken. Als die Farmer erfuhren, wen sie in ihrer Mitte beherbergt hatten, fielen sie über den Gefangenen her, um ihn zu lynchen. Sieben Revolverkugeln hatte Downen schon im Leib, als er von der Polizei befreit werden konnte. In schwerverletztem Zustand wurde der Bandit ins Gefängnislazarett von Cannon-City gebracht, und es dauerte viele Wochen, ehe ihm der Prozeß gemacht werden konnte. Im Jahre 1896 wurde er zu lebenslänglichem Kerker verurteilt, weil man die lebenslängliche Einkerkerung als härtere Strafe für den freiheitsdurstigen Räuber ansah, als die Todesstrafe. Ein Menschenleben mußte Allen Downen hinter den Gefängnismauern verbringen, bis der Tod ihn endlich erlöste.

St. F.

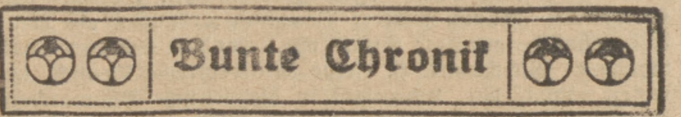
„Aber die Heimat . . .“

Aber die Heimat stand mir bei allen Reisen immer wieder als Endziel vor Augen. Und die Heimat gab mir die Verinnerlichung und die rechte Lebensandacht. Nur auf den Wegen, auf denen man in der Jugend gewandert, kann man im Mannesalter aus dem Chaos der Eindrücke das Hauptsächliche vom Nebensächlichen trennen, das Wichtige vom Unwichtigen, und die künstlerische Linie eines jeden in der Fremde erlebten Eindrucks finden. Die Heimat mit ihrer ernsten und von den besten jugendlichen Vorsätzen durchwärmten Sonnenluft verbrennt die unnützen Stoffe, deren Wichtigkeit und Unwichtigkeit man in der Fremde nur schwer unterscheiden kann. Man baut auf dem Jugendboden, auf dem man geboren, auf dem man aus dem Unergründlichen, aus dem Unendlichen zur Endlichkeit, sich einst selbst geschaffen hat, am fruchtbringendsten und sichersten das weitere Leben auf, nachdem man sich aus der Fremde genügend Weisheit geholt hat . . .

Auf dem Hinweg beim Bronzedenkmal des mächtigen Löwen von Belfort war an einer Straßenecke in der frühen Morgenstunde ein Geflügelmarkt. In Holzkäfigen eingepfercht, steckten die Hähne und die Hennen ihre roten Kämme zwischen den Gitterstäben durch, und einige Hähne krähten im Sonnenschein. Beim Anblick und bei dem Geruch der Hühner und beim gewaltigen und doch melodischen Krähen der Hähne tauchten die Würzburger Heimatberge vor mir auf. Und es war mir, als müßte um die Straßenecke der Weg nicht zum Park Montsouris, sondern zu jenem Gutshof führen, wo ich in meiner Kindheit mit meiner Mutter zusammen die ersten Hahnenschreie gehört hatte, wo ich zum erstenmal Korn und Klee hatte wachsen sehen, wo meine Mutter dann gestorben war und mir die Mutter Erde als ihre Stellvertreterin hinterlassen hatte. Dort in der Ferne bei den Hecken, dort bei Steinbruch und Hügeln, am Kleeacker und am Kornfeld, wo ich als mutterloses Kind gewandert war, fehlte mir meine verstorbene Mutter nie. Die warme Güte der Äcker, die immer am selben Fleck stillstehenden alten Bäume, die nur ihren Schatten ein wenig wandern ließen, weiche, taumelnde Schmetterlinge und summend arbeitende Bienen, gütig duftende Kräutlein, reifende kleine Erdbeeren und reifende Brombeeren, die Lerchen am blauen Himmel, die Finken und Ammern im Gebüsch, die Schnecken am Weg und die weißen Sommerwolken über den Baumkronen am Himmel, die Ameisen, die über meine Stiefelspitzen liefen, die knallende Peitsche des pflügenden Bauern, die wiehernden Pferde im Acker — sie alle waren mir Liebkosungen der Mutter Erde. Sie waren meinem Lebenssinn erquickend und festlich. Im Sonnenschein, im Regen, im Wind, im Gewitter, in allen Stunden und in allen Wandlungen aller Jahreszeiten war es mir auf dem Heimatberg, als hätte ich in allen Natureindrücken Hunderte von Müttern gefunden, die lieb und zutraulich mit mir plauderten, mit mir spielten, mich belehrten, mir die Zeit vertrieben und mir Lebenslust gaben. Und bei jenem Hahnenschrei, dem ich in Paris an jenem Morgen bei den hohen Weltstadthäusern nachhorchte, riefen jetzt alle diese hundert Mütter vom Heimatberg aus der Ferne her. Deutlich wie die Sonne in jenem Augenblick über Paris und Würzburg zugleich leuchtete, so deutlich sah ich durch jenen Hahnenschrei von Paris nach Würzburg, von meinen Mannesjahren zu meinen Jugendjahren zurück. Und ein tiefes Heimweh wurde mir zum erstenmal bewußt. Dieses Heimweh war schon lange irgendwo in meinem Dasein wie eine offene blutende Wunde gewesen. Es war mir, als hätte ich plötzlich Blut an meinen Fingern entdeckt, und wußte jetzt erst, daß ich verwundet war. Und ich erschrak. Seit jenem Hahnenschrei habe ich die Wunde des Heimwehs nie mehr aus den Augen gelassen.

Max Dauthendey

(„Gedankengut aus meinen Wanderjahren“ Albert Langen, München).



Bunte Chronik

* **Löwen werden mit Morphium erlegt.** Eine englische Krankenschwester in Nyassaland (Ostafrika) hat ein neues Verfahren zur Erlegung von Löwen entdeckt. Ob es sehr weidmännisch ist, dürfte freilich eine andere Frage sein. Aber in der Lage, in der sich Ethel Hall befand, kümmert sich wohl niemand mehr um den Ehrenkodex des Großwildjägers, um so weniger noch, wenn er sich sonst nicht mit Löwen abgibt. Die Engländerin war allein auf der kleinen Missionsstation Liuli, als die Eingeborenen des nächsten Dorfes heulend zu ihr kamen und um Hilfe flehten. Ein Löwe sollte in der Nacht zwei ihrer Leute aus den Hütten geholt und in den Busch geschleppt haben: „Er frißt uns noch alle auf, wenn du nicht hilfst!“ Das war leichter gesagt als getan. Denn der Missionar war auf einer längeren Fahrt in entfernteren Distrikten, und er hatte alle Waffen mitgenommen, nicht einmal eine Pistole zurückgelassen. Guter Rat war teuer, bis der Schwester einfiel, davon gehört zu haben, daß man Löwen unter Umständen durch vergiftete Köder erlegen könne. Gift! Woher aber nehmen? Auf der Station gab es weder Strychnin noch Zyankali. Da dachte die Schwester an ihre Apotheke, und das rettende Mittel war gefunden. Sie ließ am Tage draußen im Busch ein Rind schlachten, nachdem sie dem Tier genügend Morphium eingespritzt hatte, um fünf Menschen töten zu können. Der Kadaver blieb als Köder liegen, und die Schwester legte sich mit einigen Schwarzen auf die Lauer. Nachts stellte sich der Löwe auch wirklich pünktlich ein, stürzte sich auf das tote Rind und begann zu fressen. Doch schon nach wenigen Minuten taumelte er, fiel, überschlug sich und blieb betäubt liegen. Eine Minute später hatten die Schwarzen dem so heimtückisch gefällten alten Herrn mit Speeren und Keulen den Garaus gemacht. Ethel Hall aber trug in aller Gemütsruhe in ihr Arzneibuch ein: „Morphium für Löwen: Sieben Schilling und sechs Pence“.

* **Ein neues Element entdeckt.** Der Spektrologe an der Cornell-Universität, Professor Jacob Papish, will ein neues Element entdeckt haben. Es soll sich dabei um das in der Atomreihe aufgezählte Element 87 handeln, das nicht allein dargestellt werden kann, da es bei der Berührung mit Luft explodiert. Sollte sich dies bestätigen, würde nur noch das Element 85 fehlen.

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.